

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 35

Artikel: Der Wettbewerb um das Welttelegraphendenkmal
Autor: Röthlisberger, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Brand an der Simmenthal.

richte die Zeit zur Flucht nur knapp, sodaß den Leuten Hut und Schuhsohlen abgeschlagen wurden.

Noch ist der Schaden für Staat und Gemeinden nicht zu übersehen. Aber auch hier wird, gemeinsam getragen, das Leid des Einzelnen gemildert werden. Wir denken bei all dem Schlimmen an das noch Schlimmere, das in andern Ländern die Menschen oft trifft. Wie es den Leuten in Nordamerika und anderwärts bei den großen Wald- und Steppenbränden zu Mute sein muß, davon haben die Wimmiser und Reutiger nur einen Vorgeschmack bekommen. Und was müssen erst die Menschen ausstehen, denen der Heimatboden unter den Füßen wankt und über den Berge plötzlich Feuer speien! Wir sind trotz allem, trotz Dürre und Teuerung halt doch in einem glücklichen Lande, wir Schweizer.

Der Wettbewerb um das Welttelegraphendenkmal.

Wir kennen aus den Mitteilungen der Tagespresse, aus dem referierenden Bericht in der letzten Nummer der „Berneer Woche“, den Ausgang des Wettbewerbes um das Welttelegraphendenkmal.

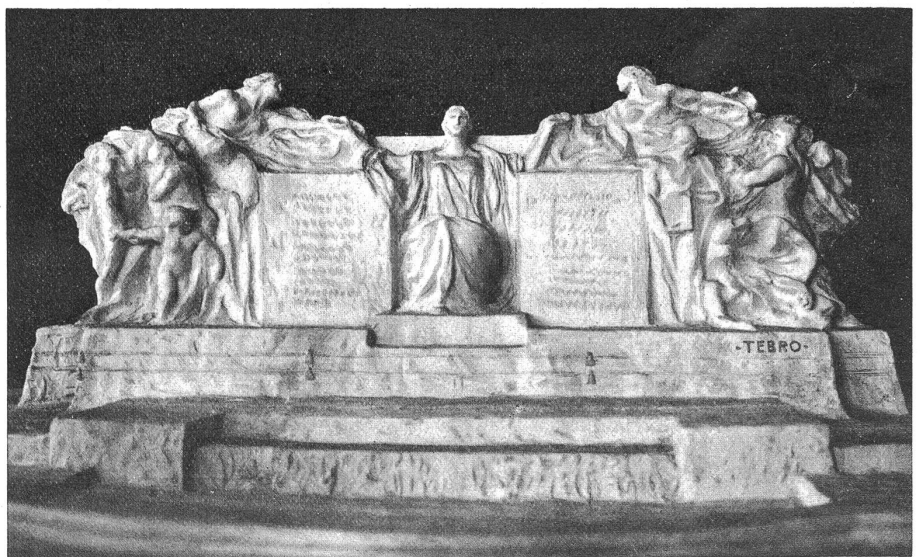
In den Bestimmungen für die Konkurrenz wurde Wert darauf gelegt, ein Denkmal zu erhalten, das das einigende Moment der internationalen Telegraphie, sowie die Tatsache der Gründung möglichst klar zum Ausdruck bringe. Diese Forderung ist durchaus begrifflich. Sie gehört aber zu jenen Postulaten, die, in einseitiger Betonung, sofort zum zweiseitigen Schwerte werden. Die Ergebnisse der letztjährigen, zum schönen Teil der heutigen Ausstellung, sind im wesentlichen Illustrationen dieser Bedenken. Gar mancher Künstler ist ob dem Bemühen, die vorgeschriebene Idee zu gestalten, zu einer Fassung gelangt, die wohl in geschickter Darstellung als Zeichnung Interesse verdient, die aber schon im kleinen Modell jeder gut plastischen Wirkung entbehrt und damit die Unmöglichkeit einer ins Große gehenden Ausführung beweist.

Die oben genannte Bestimmung war offenbar auch beim Entscheid der Jury besonders ausschlaggebend. Deshalb wurde der Entwurf von Giuseppe Romagnoli, Bologna, zur Ausführung auserkoren. Ein Denkmal, dem poetischer Gehalt gewiß nicht abzuspochen ist und das diesen wirklich in weniger lauten Gesten und pompösen Anlagen, als andere, selbst mit Preisen bedachten Objekte, zum Ausdruck zu bringen versteht.

Ueber die Wertschätzung des Ideengehaltes hinaus verdient denn aber die Formgebung einer Anlage von dieser Größe ein ganz spezielles Interesse. Und dies sowohl im

Aufbau der Gruppe, wie besonders in der Aufstellung im Rahmen des Standortes. Ob wir das Denkmal, den Brunnen in die Mitte des Platzes als freistehendes Gebilde stellen, oder ihn an seine Peripherie, vielleicht an eine Mauer, vor eine Ecke mit einseitiger Wirkungsmöglichkeit verlegen — diese oder jene Lösung kann durchgeführt werden; einer jeden wohnt mit Rücksicht auf den Platz eine bestimmte Wirkung inne, die natürlich nach besonderer Gestaltung verlangt.

Für die Aufstellung des Denkmals ist der Helvetiaplatz bestimmt, eine Anlage, die wohl die eine Hauptader von der Kirchensfeldbrücke her aufnimmt, aber ebensosehr nach verschiedenen andern Richtungen hin offen steht. Ein Denkmal oder ein Brunnen auf diesem Platz müssen demnach, diesem Umstand Rechnung tragend, so gestaltet sein, daß sie von jedem Stand-



Entwurf G. Romagnoli, Bologna. (Zur Ausführung bestimmt.)



Entwurf Bildhauer Professor Hubert Netzer und Architekt Paul Pfann, München. (Vorderansicht.)

punkt des Platzes aus ein abgeschlossenes Bild, eine schöne, ruhige Silhouette vermitteln.

Der Entwurf von Romagnoli soll auf die Mitte des Platzes zu stehen kommen. Wenn wir von der Brücke her-schreiten, so präsentiert sich der Brunnen, wie die Illustration zeigt, als symmetrisches Gebilde. Der Eindruck ist ein geschlossener, obwohl wir uns die Verbindung von Bronze im Figürlichen mit dem Granit in diesem Aufbau noch nicht überzeugend vorstellen können. Die Rückseite hingegen, mit den beiden großen Tafeln für die Inschriften, mit den einzelnen Gestalten, die links und rechts in Erz dem Granit entwachsen, darüber der Chignon der Frau in der Vorderseite, ist ein Anblick, der absolut als Vernachlässigung auffällt und sofort den Wunsch rege werden läßt, das Ganze an eine Mauer zu rücken. Und erst wenn wir von der Thunstraße, von der Marienstraße oder Weststraße her den Platz betreten! Wir haben es unterlassen, an dieser Stelle eine Aufnahme der perspektivisch verkürzten Front, der schmalen Stirnseiten des mauerähnlichen Denkmals einzuschalten. Eine Betrachtung des Entwurfes mag zur Genüge bestätigen, daß wir hier eine Lösung besitzen, die der symbolischen Gestaltung durchaus gerecht wird, die vor einer Friedhofsmauer eines südländischen Camposanto aufgestellt werden könnte, die aber keineswegs als Zentralanlage auf einen offenen Platz gehört.

Dagegen finden sich doch in den Reihen der Ausstellung etliche Stücke, die die Funktion innerhalb der vorgesehenen Anlage beachten. Unter diesen verdient ganz besonders der Entwurf der Professoren Hubert Netzer, Bildhauer und Paul Pfann, Architekt, München unsere Aufmerksamkeit. Die 6 m hohe Figur des blitzwerfenden Zeus „als erhabenes, einfaches und klares Symbol der Herrschaft über die mächtige Natur-

kraft“ zeugt auf den ersten Blick in der meisterlich durchgearbeiteten Gestalt für einen bedeutenden Urheber. Bildhauer Netzer hat denn auch in München neben andern wertvollen Stücken seiner Tätigkeit, besonders in den beiden edlen Anlagen des Nornen- und Jonasbrunnens das Zutrauen der Auftraggeber gerechtfertigt. Der Nornenbrunnen bleibt jedem, der München kennt, als liebes Bild in der Erinnerung.

Der Gesamtaufbau des vorliegenden Entwurfes ist im Sockel mit den Ausgüssen, dem breiten, flachen Becken ringsum darauf berechnet, dem Beschauer die richtige Distanz zu weisen. Die wohlabgewogenen Größenverhältnisse der einzelnen Teile, das Postament zur Gestalt zur Breite des Basins, fallen angenehm auf. Darüber hinaus bleibt uns nun noch übrig, diesen Entwurf mit den vorhin geforderten Maßen zu messen, d. h. ihn in die Mitte des Helvetiaplatzes zu stellen und uns in einem Rundgange seine Wirkung vorzustellen. Auch hier finden wir die Front gegen die Stadt, die Kirchenfeldbrücke zu betont, indem das Antlitz des Zeus dahin gerichtet ist. Die kräftig erhobene Rechte, vom linken Arm in leiser Bewegung begleitet, charakterisiert die Gestalt. Aber auch von den andern Seiten her besehen, stehen wir immer einer schön durchgebildeten Silhouette gegenüber. Mit Absicht haben wir eine Aufnahme von der Rückseite beigelegt, die ungefähr den Blick auf die Gestalt von der Thunstraße her wiedergibt. Die Lienienführung im Arm, im schönen Körper, im Stand und Spielbein vermittelt einen vornehmen Eindruck.



Entwurf Bildhauer Professor Hubert Netzer und Architekt Paul Pfann, München. (Rückansicht.)

Dieser Entwurf kommt nach unserem Dafürhalten den Anforderungen des Platzes und gewiß dem Allgemeinempfinden durchaus entgegen. Wir begreifen, begrüßen es deshalb, wenn sich in weiten Kreisen der bestimmte Wunsch regt, dieser Vorschlag möchte zur endgültigen Ausführung gelangen. Wir sind die Beschenkten; diese dürfen bekanntlich nicht

wählerisch sein; aber in Angelegenheiten von dieser Größe und Bedeutung sollte das Sprichwort vom geschenkten Gaul nicht so ohne weiteres Geltung haben.

Bern, September 1911.

Hermann Röhlsberger.

□ □ Mona Lisa. □ □

Mark Twain erzählt in einer seiner Skizzen, wie der König von Siam den Amerikanern einen weißen Elefanten geschenkt; wie dieser Elefant auf der Reise ins Weiße Haus auf unerklärliche Weise verloren ging, gestohlen wurde; wie ein ganzes Heer von Detektiven in fieberhafter Erregung nach dem Verschwindenden forschte und wie jeder die richtige Spur entdeckt haben wollte, bis man ihn endlich in allernächster Nähe in einem Schuppen auffand, wohin er auf die allernatürlichste Weise gekommen war.

Nicht viel weniger Sensation als jenes fingierte Ereignis im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, erregte das Verschwinden des berühmten Porträts von Meister Leonardo aus dem Louvre in Paris. Die Nachricht hievon durchlief die ganze Welt; man schüttelte die Köpfe: „Wie ist das möglich! Ein unerhört frecher Diebstahl! Ein sinnloser Diebstahl, denn was will der Dieb mit einem Bilde anfangen, das jedermann kennt?“ Inzwischen ist man aber belehrt worden, daß die Echtheit der „Mona Lisa“ des Louvre nicht so sicher steht, daß sie zwei Doppelgängerinnen besitze in Madrid und Paris, die beide für ächt gelten wollen. Dadurch gewinnt der Diebstahl schon mehr Sinn; das Problem der Wiedergewinnung kompliziert sich.

Was liegt nun aber am Bilde selbst und warum ist es so berühmt? Lassen wir hierüber den Herausgeber der „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ reden; im Text zur „Mona Lisa von Leonardo da Vinci“ lesen wir:

„Mancher freilich, der dieses Bild im Louvre betrachtet, schüttelt zunächst über die Bewunderung, die man ihm widmet, wohl für sich den Kopf. Was ist denn da viel? Vor einer Brüstung, hinter der sich eine Landschaft breitet, sitzt auf einem Armstuhle eine Dame, augenscheinlich einem Besuch gegenüber, denn ihre Haltung ist kerzengerade aufrecht, wie das für solche Fälle die Höflichkeit damals gebot. So gut wie ihre Schwestern, hat auch sie der Mode ihrer Zeit zuliebe die Stirne sich künstlich hochgemacht, indem sie die Augenbrauen und die vordersten Stirnhaare auszupfte. Die Landschaft dahinter ist sonderbar, das Kolorit ist schön, die Zeichnung auch — nun ja, es ist ein vortreffliches Bildnis, aber so ganz etwas Besonderes ist es doch nicht? Ist es nicht? Spricht unser Beschauer wirklich schon unwillkürlich in Frageform? Es wird wohl so sein, er ist schwankend geworden, denn bei seiner Kritik hat er das Bild längere Zeit auf sich wirken lassen — und so beginnt allmählich sein Zauber. Vom Mund her beginnt er, von den Mundwinkeln her — zuckte es eben nicht ganz, ganz leise darin? Und nun lächelt der Mund, und der linke Mundwinkel anders als der rechte, und nun lächeln die Augen, und ein jedes anders, und nun schimmert ein Liebreiz über die Wangen hin, und vom Gesicht aus über die ganze Gestalt mit ihren feinen beseelten Händen, und nun . . . Ja, nun sitzt Mona Lisa

selbst leibhaftig vor dem Beschauer, sitzt sie vor uns — wir sind's, die bei ihr eingetreten, wir haben sie eben begrüßt, und wir entzücken uns an all ihrer Anmut, wie sie lächelnd unsern Worten lauscht. Stören uns noch jene Sonderbarkeiten, die uns vorhin auffielen? Bewahre, das ist mal heute so Mode, heute, wo wir mit dieser Lächelnden plaudern, wir achten nicht darauf, wir sehens kaum . . . Vierhundert Jahre zwischen Mona Lisa und uns, vierhundert Jahre hat Leonardos Kunst weggeschliffen!“

Dann werden wir noch auf Leonardos Technik aufmerksam gemacht, deren Eigenart in der berühmten „Leifigkeit der Mittel“ gipfelt. Das „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“ bewährt durch Leonardos Pinsel sich auch in der Malerei. Unsere Maler der Neuzeit werden sich zweifellos auf diesen Satz zurückbesinnen müssen, wenn sie Allgemeingültigkeit erlangen wollen.

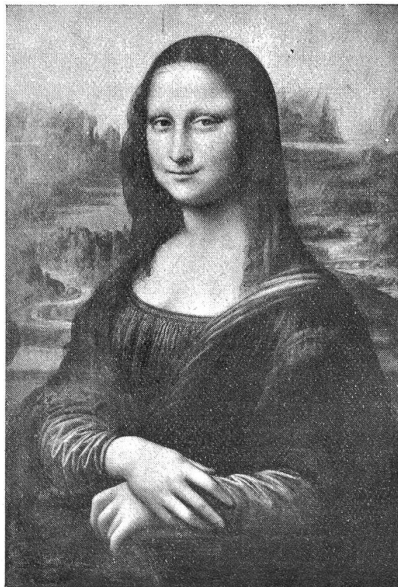
Und nun noch etwas über den Maler der „Gioconda“, so wird das Bildnis der Mona Lisa Gherardini, der Gemahlin des Francesco del Giocondo, auch genannt.

Leonardo da Vinci selbst ist ein Wunder der Natur, wie sein Bild ein Wunder der Kunst ist.

Er lebte von 1452—1519; in Florenz zuerst, dann in Mailand am Hofe des Ludovico Sforza, des Herzogs, der den Schweizern so viel zu schaffen machte, dann im Dienste verschiedenster Herren und Städte, zuletzt in Frankreich.

Er war einer der Renaissance-Menschen, die uns heute noch durch die Universalität und Totalität ihrer Talente zu Bewunderung hinreißen. Er war der universellste von allen, er übertraf selbst den gigantischen Michelangelo. Es hatte als Sänger, als Lautenpieler, als Improvisator nicht seinesgleichen. Mit Vorliebe studierte er sodann alle Zweige des Geniewesens und der Mechanik; Festungsbauten, Anlagen von großen Wasserwerken, die Probleme der Kriegführung scheinen für ihn besondern Reiz gehabt zu haben. Dazu beschäftigten ihn die verschiedensten physikalischen, naturgeschichtlichen und mathematischen Fragen, sowie die Geheimnisse der Akustik und Optik, der Lehre von der Wellenbewegung von Ebbe und Flut, das Hygrometer, die Camera obscura und die Flugmaschine. Seine Kunst führte ihn zum Studium des menschlichen Körpers. In der Anatomie war er ein Bahnbrecher. In 12 Foliobänden werden in Paris seine Schriften aufbewahrt, dazu kommt der Codex Atlanticus in der Ambrosiana in Mailand und anderes auswärts. Sein Lehrbuch der Malerei baut die Kunst auf wissenschaftlicher und praktisch-technischer Grundlage auf. Zu all dem war Leonardo ein Vollmensch auch an Körper und Seele, eine gewinnende Erscheinung mit edlen Umgangsformen, ein Mensch von außerordentlicher Schönheit und Leibeskraft.

Ein merkwürdig unglückliches Geschick aber liegt auf seinen Werken. Wer weiß, ob



Mona Lisa.